

SOLO VERBO II**Vom Denken und Danken - 25. Oktober 2012**

Ich denke. Bin ich? Ich denke: ich bin. Und ich denke auch, dass Sie sind, denn sonst würde ich mir kaum die Mühe machen, mein Denken zu sortieren und in Worte zu fassen. Ich denke, dass Sie sind und dass Sie denken. Und dass Sie denken, dass Sie sind. Dass es diesen Raum gibt und diesen Anlass, diese Zeit: das denken wir wohl gemeinsam, denn sonst wären wir nicht hier. Und dass uns etwas verbindet, vielleicht die Lust zu denken. Ich denke, dafür kann ich dankbar sein.

Ich denke, also bin ich. *Cogito, ergo sum*. Als René Descartes diesen Satz im Jahre 1641 schrieb, da hatte er schon viel gegrübelt und gezweifelt und nachgedacht. Ein Philosoph, der das Wahre benennen wollte inmitten einer Welt voller Trugbilder und Täuschungen, wie er befand. Und also dachte er: Ich denke ja, dass ich bin. Aber selbst wenn ich nun einmal denke, dass ich nicht bin: so bin immer noch *ich* es, der da denkend zweifelt. Auch der skeptisch Denkende bin also ich. Und nach dieser Schlussfolgerung erklärte Descartes: *Cogito, ergo sum*, das sei ein unerschütterliches Fundament allen Strebens nach Erkenntnis. Nicht alle Denker der Geistesgeschichte stimmen ihm zu. Vielleicht ist so ein Kurzschluss zwischen dem Denken und dem Sein sogar reichlich naiv.

Aber: gehen wir noch einen Schritt zurück ins vierte Jahrhundert vor Christus. Da zog ein gewisser *Gorgias* durch Griechenland. Gorgias war ein Sophist, ein Philosoph, der die großen Meister parodierte. Mit Spitzfindigkeiten wollte er das Denken auf die Spitze treiben. Nicht viel von ihm ist überliefert; aber da gibt es drei Sätze, die sind bemerkenswert und werden oft zitiert. Der erste Satz des Gorgias: *Es gibt nichts*. Das ist schon eine starke Behauptung. Der zweite Satz

dann: *Wenn es etwas gäbe, könnten wir es nicht erkennen.* Und der dritte: *Wenn wir etwas erkennen könnten, könnten wir es nicht mitteilen.* Gorgias machte sich damit nicht viele Freunde in der Philosophenzunft. Recht hart und nicht gerade elegant sollen die Argumente seiner Kollegen gewesen sein, um ihn vom Gegenteil zu überzeugen. So sagt zumindest die Legende. Es heißt, sie schlugen ihm einfach ins Gesicht. Auf dass Gorgias, bezogen auf seinen ersten Satz, nicht mehr leugnen könnte, dass es etwas gibt. Rumms! Auf dass er, bezogen auf seinen zweiten Satz, einsähe, dass eine gestreckte Faust durchaus ein Gegenstand von Erkenntnis sei. Und dass er schließlich mit seinem „Autsch“ diese Einsicht durchaus auch anderen mitteilen könnte. Von einer Dankbarkeit des Philosophen über diesen Fortschritt an Erkenntnis wird freilich nichts berichtet.

Vom Denken und Danken. Die Welt, wie wir sie uns erschließen, und die Welt, wie sie uns widerfährt. Wir sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, nehmen wahr. Wir verarbeiten all dies, formen es zu Gedanken, zu Einsichten und zu Theorien und glauben, wir verstünden die Welt. Wenn überhaupt, so schreibt Paulus im 1. Brief an die Korinther, dann erkennen wir nur stückweise. Wirklich erkennen werden wir erst, wenn wir dankbar anerkennen, dass wir erkannt worden sind. Folglich nicht: *Ich denke, also bin ich.* Sondern vielmehr: *Ich bin, weil meiner gedacht wird?* Oder noch anders: weil ich mein Sein einem anderen Sein verdanke.

In der Religion stehen Denken und Danken manchmal in einem krassen Widerspruch zueinander. Paulus geht in einigen Passagen seiner Briefe so weit, dass er alles menschliche Erkennen-Wollen als Torheit denunziert. Die Gnade der wahrhaftigen Erkenntnis sei dagegen ein Geschenk. Ich will im Folgenden versuchen, aber darzulegen, dass Denken und Danken gar kein Gegensatz sein müssen – gewiss gegen manche eigene Widerstände und Zweifel gegen an.

Ich will dazu auch gern noch anschaulicher und konkreter werden, denn ich sehe ein, wie anstrengend ein solches Rotieren um reichlich abstrakte Begriffe ist. Nur lässt sich eine solche Anfangs-Zumutung schwer vermeiden. Übers Denken nachzudenken ist der Philosophen Königsdisziplin. Denken übers Denken. Das allerschwierigste dabei: Wir können nur in Kategorien denken, die unseren Dimensionen von Raum und Zeit gehorchen. Und wenn wir darüber hinaus zu denken versuchen, dann merken wir schnell, wie ärmlich unsere Möglichkeiten sind.

Wir können zum Beispiel einem Astrophysiker denkend folgen, wenn er sagt, dass alles Sein mit einem Knall begann. „Und was war davor?“, fragen wir dann. „Nichts“, sagt er. – „Wie: nichts?“ – „Es gibt kein Davor. Weil mit dem Sein zugleich die Zeit begann.“ Und dann erzählt uns dieser Wissenschaftler vielleicht noch, dass das Universum sich ausdehnt, und zwar rasend schnell. Da staunen wir und versuchen auch dies zu denken. Und dann fragen wir: „Aber wohin dehnt es sich denn aus? Was ist denn jenseits des Universums?“ - „Nichts“.

„Nichts“ sagt der Astrophysiker nach bestem Wissen und Gewissen - und im Rahmen seiner Auskunftsmöglichkeiten sogar hinreichend präzise. Religiöse Menschen hingegen bemühen lieber das Wort „Gott“, wenn sie an die Grenzen ihres Denkens stoßen. Religiöse Menschen versehen Uranfänge gern mit diesem heiligen Namen. Auch ihre Vorstellungen von himmlischer Entgrenzung aller Räumlichkeit und Zeitlichkeit nennen sie so.

Nichts und Gott. Ist Gott also das Nichts? Vorsicht, und ganz langsam! Es wäre töricht, aus dieser Koinzidenz der Begriffe ein banales Nichtsein Gottes abzuleiten. Aber es wäre auch schade, diese Parallelität der Worte „Gott“ und „Nichts“ in frommem Gestus zu übergehen. Der Buddhismus, beispielsweise,

lehrt, dass das Vollendet-Göttliche und eine bestimmte Qualität von Nicht-Sein einander gleichen. Auch westliche Mystiker finden ihren Gott mitunter in der Negation. Und bedenken wir doch bitte auch dieses JHWH der hebräischen Bibel, diesen Gottesnamen, der eigentlich kein Name ist und unaussprechlich bleibt. Nur ein Etwas kann einen Namen haben. Aber Gott ist kein Etwas, wie: ein Tisch, ein Stuhl, ein Apfel, ein Gott. Ein Nicht-Etwas also, mit besonderem Vorzeichen. Wenn wir nun Gott als eine Art gesteigertes Nichts zu denken versuchen, dem wir unser Sein verdanken? So ein Minus mal Minus, welches ein Plus ergibt? Vielleicht verlöre dann auch die Furcht, nach dem Tode könnte uns ein Nichts erwarten, ihren schwerwiegenden Grund. Nur so ein Gedanke.

Denken und Danken. Rein sprachgeschichtlich bilden diese beiden Wörter keinen Gegensatz, sondern sind eng verwandt. Ihre gemeinsame Wurzel verweist zunächst auch gar nicht auf Abstraktes. Etymologisch liegt etwas sehr Handfestes wie „wiegen“ oder „halten“ darin. Wir sind ja auch erst recht spät darauf gekommen, das Denken für eine Art Rechen- und Schaltvorgang im Gehirn zu erachten. Denken und Danken waren in der Vorstellung zunächst eher körperliche, gestische Tätigkeiten. Einen selbst geschaffenen oder einen geschenkten Wert abwägen und halten. Man bedenke, dass so manche Wörter, die Denkvorgänge beschreiben, doch sehr haptisch sind: etwas *begreifen*, etwas *erfassen*.

Denken und Danken. Denken steht hoch im Kurs in unserer gegenwärtigen Kultur. All unser Bemühen um Bildung, Wissen, Selbständigkeit und Selbstverantwortung. Das Danken dagegen nicht so. Fast möchte man meinen, das Danken werde allmählich zu einem Nischendasein in die Religion abgeschoben. Allein das Wort *Dankbarkeit* mutet heutzutage schon ziemlich *churchy* an. Ein paar Impressionen zur Dankbarkeit: alltägliche und kirchliche und theologisch problematische:

Wenn ich mich an meine Kindheit erinnere, dann gab es an Wochenenden meist Tantenbesuch. Tanten, das waren strenge Damen, die Kindern etwas mitbrachten. Meistens Katzensungen. Oder besondere Schokoladentafeln, deren einzeln verpackte Riegel man so unglaublich lustig gegeneinander verschieben konnte, sodass dann der aufgedruckte Kopf eines Esels auf dem Rumpf eines Raben erschien. Brüll! Ich nahm es zur Kenntnis. „Nun bedanke dich aber auch anständig“, sagte meine Mutter, und die Tante blickte fordernd und erwartungsvoll. Ich habe es gehasst.

Eine Trauung in einer repräsentativen Stadtkirche. Das Brautpaar möchte nichts dem Zufall überlassen, fragt nach, ob der Wedding-Planner zum Traugespräch mitkommen dürfe, empfiehlt dem Pastor, was er predigen soll und darf. Und alles vom Feinsten, und nichts, was das selbstgemachte Bild vom schönsten Tag des Lebens verfälschen oder irritieren könnte. Eines, hingegen, was sich schwerlich nur zum Feinsten zählen lässt, eines muss fast immer sein: das Danke-Lied, mit allen Strophen und diesen schönen chromatischen Steigerungen dazwischen. Bitte! Mit großen Mühen überstehe ich diesen unüberbietbar banalen Schlager-Kitsch. Jedes Mal hoffe ich, dass kein Hartz-4-Empfänger unter den Gästen ist, wenn wir die poetisch besonders gelungene Strophe „danke für meine Arbeitsstelle“ singen, und bin schweißgebadet-erleichtert, wenn ich es nach dem Dank fürs Danken-Können endlich hinter mir habe.

Ein Gespräch mit einer älteren Dame in Erwartung des wohl bald kommenden Endes ihres Lebens. Sie erzählt von guten Zeiten, aber mehr doch vom Schmerz und von Enttäuschungen, Verlusten. Und dann seufzt sie und schaut mich an: „Aber man muss ja dankbar sein.“ Es klingt echt und ehrlich. Es wirkt nicht wie eine angelebte Demutshaltung. Und dennoch frage ich mich: muss man?

Der Dichter Robert Gernhardt verfasste unter dem Titel „Herz in Not“ eine Serie von hundert Eintragungen rund um eine schwere Bypass-Operation. Ein kleines Aperçu zeigt darin den Dichter, wie er sich voller Angst im Klinikbett auf seinen Eingriff vorbereitet. Er schaltet das Radio an. Das soll ihn ablenken. Der Klinikfunk sendet eine Andacht, und ein Chor singt: „Bis hierher hat mich Gott gebracht mit seiner großen Güte.“

Es ist eine kirchliche Sonderwelt der Dankbarkeit entstanden, die ihren eigenen Sprachregeln und Ritualen folgt. Regeln und Vorstellungen, die sich in die Gesamtkultur hinein nur noch schwer vermitteln lassen. Dabei scheint alle Denkbare zur Vernunft zu gehören und die Realität abzubilden, während die Dankbarkeit ans Irrationale und Irreale heranreicht. Das Denken möchte sich nicht unterwerfen, sich nicht demütig einer höheren Macht beugen, und das ist in einer aufgeklärten Gesellschaft auch bestens nachvollziehbar und legitim.

Merkwürdig ist nur, dass am Rande eines autonom geführten Lebens recht unreflektierte und zuweilen kitschige Dankbarkeitsvorstellungen weiterleben, und gepflegt und eingefordert werden. Wie zum Beispiel, dass der Danke-Schlager selbst bei einigen gebildeten Menschen zum festen Repertoire von Lebensfeiern gehört. Für mich gehört auch die bleibende Popularität von Erntedankfesten dazu. In unseren Städten kommen dann Tausende Menschen, die in aller Regel ein Weizenfeld nur vom Blick durch die Autofensterscheibe kennen, in Kirchen zusammen, um Gott für die Ernte und das tägliche Brot zu danken.

Und dann lauschen all diese Menschen einer Predigt, die immer wieder betont: Wir können dankbar sein, dass wir es so gut haben. Und die Verbindung zu einem wohlmeinenden, uns umsorgenden Schöpfergott ist dann leicht hergestellt. Aber wie ist es nun zwischen Gott und jenen Menschen in

Dürregebieten bestellt, die eben nicht alles haben, was sie zum Leben brauchen. Sollen die auch danken? Sollen wir danken, dass wir bevorzugt werden? Ist das nicht ein bisschen schräg und zynisch? Aus dem Dilemma rettet scheinbar ein Appell: Gebt ab, ihr beschenkten Günstlinge Gottes, und erweist im Geben eure Dankbarkeit. Man wird es euch danken. Ich gestehe ein: Ich erkenne die gute Absicht, und doch ist mir nicht ganz wohl dabei.

Solo verbo: Denken und Danken. Zwei Wörter aus einer sprachlichen Wurzel, und dennoch scheinbar zwei grundverschiedene Haltungen und Lebenseinstellungen. Ein Sein, welches sich selbst entwirft und schafft - und ein Sein, welches sich anderem Sein verdankt. Sosehr diese Welten auseinander zu driften scheinen, glaube ich doch nicht, dass sie unvereinbar sind.

Martin Luther hat bei seinem Nachdenken über Gott und die Welt betont: das Gute, das sich uns ereignet, lebt nicht in unserem Innern, sondern kommt von außen auf uns zu. Außerhalb von uns: *extra nos*. Wir, die wir heute wissen, wie subjektiv geprägt all unsere Wahrnehmung ist, wie gering die äußeren Impulse, wie gewaltig die inneren Vorgänge des Denkens und Empfindens dazu: Wir tun gut daran, uns dies gesagt sein zu lassen. Und warum? Weil aus dem *cogito ergo sum* ein *cogito ergo ego sum* zu werden droht. Weil das Ich immer größer wird, weil wir Gefahr laufen, dass uns die äußere Welt abhandenkommt mit ihren sozialen, ökologischen und ihren transpersonalen weltanschaulichen Fragen. Weil wir nicht nur in Wahrheit denken, sondern auch in Klugheit handeln sollten. Wir erfinden uns stets selbst, und doch haben wir uns nicht erfunden. Dankbarkeit ist eigentlich nur ein anderes Wort für die Liebe zu einer nicht nur eingebildeten Welt. Das Sein *extra nos*: Mal wird es uns wie ein Faustschlag erwischen, wie es dem alten Gorgias geschah, mal aber auch wie ein zärtliches Streicheln, wie ein Kuss.

Dankbarkeit muss gar nicht bedeuten, alle Behauptungen und Zumutungen der Religion zu schlucken. Ich kenne einen Biologen, der ist ein überaus freundlicher und warmherziger Mensch, gebildet und tolerant. Man mache jedoch nicht den pastoralen Fehler, ihm in seine Einsichten von der Entstehung und Entwicklung des Lebens einen personalen Schöpfergott hinein zu mogeln. Und man unterstelle auch den Zufällen, die in der Lehre von der Evolution eine große Rolle spielen, besser keine himmlische Absicht oder einen sonstwie höheren Willen. Dann kann er ganz schön ärgerlich werden. Weil es sein Denken kränkt, wenn man versucht, sein aufrichtiges Wahrheitsbemühen mit kirchlichen Vorstellungen einzufangen und zu überhöhen. Stattdessen gehe man mit ihm in einem Wald spazieren, habe teil an seiner Liebe zur Natur und lasse sich anstecken von seiner Fähigkeit zu staunen. Und irgendwann wird er dann sagen, dass er dankbar sei, all dieses zu erleben. Einen Gott, den man Gott nennt, braucht er nicht dazu.

Ich denke, also bin ich. Ich danke, also liebe ich. Ein Nichts vielleicht, ein namenloses Niemand-Sein. Etwas Gedachtes am Rande aller Denkbarkeit. Ich bin dankbar, dass ich denken darf: ich bin.